

CALLA HENKEL

»EXTREM
UNTERHALTSAM.«
NEW YORK TIMES

»HERRLICH
BISSIG.«
WASHINGTON POST



RUHM FÜR EINE NACHT

ROMAN

eBOOK
KEIN&ABER

INHALT

- » [Über die Autorin](#)
- » [Über das Buch](#)
- » [Buch lesen](#)
- » [Impressum](#)
- » [Weitere eBooks von Kein & Aber](#)

» www.keinundaber.ch



CALLA HENKEL

ÜBER DIE AUTORIN

Calla Henkel, geboren 1988 in Minneapolis, ist eine amerikanische Autorin, Regisseurin, Künstlerin und Dramatikerin. Sie inszenierte unter anderem an der Volksbühne Berlin; ihre in Zusammenarbeit mit Max Pitegoff entstandenen Kunstwerke wurden in Museen und Galerien weltweit ausgestellt, u.a. im New Yorker Whitney Museum of American Art. Calla Henkel lebt in Berlin, wo sie derzeit eine Bar namens TV betreibt. *Ruhm für eine Nacht* ist ihr Debüt.

ÜBER DAS BUCH

Zoe und Hailey kehren New York City den Rücken, um im Berlin der Nullerjahre Kunst zu studieren und exzessiv ins Nachtleben einzutauchen. Und sie landen einen Glückstreffer: Die Krimi-Autorin Beatrice überlässt ihnen ihre Altbauwohnung zur Untermiete. Doch schon bald häufen sich unerklärliche Ereignisse, und die ungleichen Freundinnen fühlen sich zu Hause nicht mehr sicher. Manipuliert Beatrice sie als Inspiration für ihr neues Buch? Kurzerhand beschließen die beiden, ihre Geschichte selbst in die Hand zu nehmen – mit einer düsteren Wendung.

»Spannend, dicht und glamourös. Ein Krimi, ein Partyroman und die szenische Aufnahme eines Berlins, das ich gerne erlebt hätte. H O T.« Ilona Hartmann

»Ein wildes, amüsantes, erotisches, unheimliches, absolutes Lieblingsbuch!« Simone Meier

»It-Girls, Verfolgungswahn, Raves und Misogynie: *Ruhm für eine Nacht* ist der erste feministische Thriller, den ich je gelesen habe und ich verehere Calla Henkel für dieses Buch. Was für ein komplexes, originelles Meisterwerk!« Nina Kunz

CALLA HENKEL

Ruhm für eine Nacht

ROMAN

**aus dem Amerikanischen
von Verena Kilchling**



eBOOK
KEIN&ABER

Für Mom und Dad

+

Max und Mia

1

»Fangen Sie ganz von vorn an«, beharrte sie, und wenn es nicht verboten gewesen wäre, hätte ich mir eine Zigarette angezündet. Ich war noch nie gut im Geschichtenerzählen, und bei dieser Geschichte hatte ich immer das Gefühl, dass sie gar nicht wirklich meine war. *Damals war ich jung und dumm. Ich war naiv. Ich war zwanzig.* Vielleicht könnte ich die erste Folie meines Kunstgeschichtsseminars als Ausgangspunkt nehmen. Darauf zu sehen: eine schwarze Diorit-Stele, der Codex Hammurapi.

Zweihundertzweiundachtzig babylonische Rechtssätze und nach Schwere der Tat gestaffelte Strafen aus dem achtzehnten Jahrhundert vor Christus. Einige klangen scheinbar logisch – Auge um Auge, die Hand des Chirurgen für eine verpfuschte Operation, das Leben des Bauunternehmers für ein eingestürztes Gebäude –, andere eher bizarr: Die Schuld von Ehebrüchigen wurde danach beurteilt, ob sie untergingen, wenn man sie ins Wasser warf. Und das alles in Keilschrift in eine über zwei Meter hohe Stele graviert. Doch auf dem kalten schwarzen Stein stand nichts, was mir hätte weiterhelfen können. Kein Gesetz, das einen Prozess für die Dinge vorsah, die mir im vergangenen Jahr passiert waren. Ich hatte keine Ahnung, wessen Hand abgehackt werden musste.

»Na gut. Wie wäre es mit ihren ersten Worten? Was hat sie gesagt, als Sie hier ankamen?«

Ich saß schweigend da, mit verschränkten Armen, unfähig, Frau Kleins hartnäckiges Interesse am Beginn der Geschichte zu verstehen.

Die Kurklinik war allein Frauen vorbehalten, die allesamt wegen verschiedener psychischer Störungen oder auch Krankheiten hier waren, von denen ich größtenteils noch nie gehört hatte. Doch alle hatten gehört, warum ich hier war. Ich war berühmt, und das barsche Getuschel der Schwestern und Patientinnen verfolgte mich durch das Betongebäude. Zumindest versuchten sie, dass ich nichts davon mitbekam, was mich ein wenig tröstete. Mir war nur allzu bewusst, dass es außerhalb der Klinikmauern keinen Grund dazu gab, die Stimme zu senken. Als der Berliner Sommer seinen gleißenden Höhepunkt erreichte, waren wir – Hailey Mader und ich, Zoe Beech – längst Gesprächsthema Nummer eins.

Die Kurklinik war weitläufig und alt, eine umgebaute Grundschule irgendwo im Norden Brandenburgs. Die Flure rochen noch immer nach Kreide, wie das Innere eines Ziegelsteins, und in den meisten Schlafräumen, einst Klassenzimmern, schliefen zwei bis drei Patientinnen. Nur ich war allein, untergebracht in einem Zimmerchen, das einmal eine äußerst großzügig bemessene Besenkammer gewesen sein musste. Darin gab es ein quadratisches Fenster, einen blau gestrichenen Stuhl, einen ebenfalls blauen Schreibtisch und ein Porzellanwaschbecken, das ein Heiligenschein aus dunkelbraunem Schimmel zierte. Ich stellte mir gern vor, der Schimmelring sei eine emsige, von winzigen Sporen bevölkerte Stadt voller gutherziger, friedlicher Schimmelbürger, unter denen vielleicht sogar ein paar Schimmelkünstlerinnen und Schimmelkuratorinnen waren, die in winzigen Schimmelklubs koksten.

Den Großteil meiner Zeit verbrachte ich mit dieser Art sinnlosen Tagträumen, die Ellbogen in das weiche Holz der Schreibtischplatte gebohrt, starrte hinaus auf das unerträglich reglose Ackerland, und dann – wie ein Blitzschlag – eine Unterbrechung der Stille in meinem Kopf: ein Körper, der sich in einer Blutlache wand, umherzuckende Lichtstrahlen, dröhnender Sound, wie in einem Musikvideo von Rihanna oder dem Trailer eines Horrorfilms. Und genauso schnell, wie diese Bilder eingeschlagen waren, war ich wieder bei dem öden Acker oder dem schimmeligen Waschbecken oder der Anordnung der Muttermale an Frau Kleins Hals.

Frau Klein liebte das Wort *Pa-ra-noi-a* und ließ jede Silbe wie einen Tischtennisball aus ihrem feuchten Mund flutschen. Sie war Anfang vierzig, kleidete sich aber, als wollte sie sich schon auf den Ruhestand vorbereiten. Ihre Kleider glichen Kartoffelsäcken, und ihre Haare hatten die schmutzig braune Farbe toter Wildtiere am Straßenrand. Wir hatten inzwischen viele Stunden miteinander verbracht, und ich war mir sicher, dass sie nur durch mich lebte, dass sie die Leere ihrer eigenen Existenz mit meinen Antworten und Traumata füllte, dass sie mir Informationen entlockte, die sie irgendwann an die Boulevardpresse verkaufen oder in einem Enthüllungsbuch ausbreiten würde.

»Zoe, wie haben Sie sich gefühlt, wenn Sie Sex hatten?«

»War Hailey jemals Gegenstand Ihrer Fantasien?«

Was sie sagte, klang eingeübt, als würde sie ein Tonband für einen Sprachkurs aufnehmen.

»Welche Drogen haben Sie genommen?«

»Was hat Sie dazu getrieben?«

Mit desinteressiertem Ekel beobachtete ich, wie an den Rändern ihrer schmalen Lippen der Speichel erschien, wie sie geradezu nach meinen Antworten lechzte.

»Ich habe genommen, was gerade da war.«

Sie nickte. Noch mehr Fragen. Wann immer ich den Namen Beatrice erwähnte, flackerte ihr Blick, und sie griff nach ihrem stummeligen blauen Stift und zeichnete schweigend einen Umriss in ihr Notizbuch. Frau Klein zog meine Theorien durchaus in Erwägung, legte aber am Ende doch wieder den Kopf schief. »Und was macht Sie so sicher, dass Beatrice Sie beobachtet hat?«

»Sie hat meine E-Mails gelesen.«

»Und woher wollen Sie das wissen?«

»Ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass ...«

»Aber ist es nicht vielleicht möglich, dass Sie sich das nur eingebildet haben?«

»Nein.«

Frau Klein zeichnete noch einen Umriss in ihr Notizbuch und sah dann auf die Uhr. Die Edelstahllampe auf ihrem Schreibtisch warf einen orangefarbenen Lichtkreis auf ihre übermäßig eingecremte Wange. Ihre Haut hing schlaff herab wie bei der Maske des Agamemnon oder wie ein Klumpen halb durchgebackener Keksteig.

»Und in wessen Geschichte wännen Sie sich jetzt gerade?«

»In Ihrer«, sagte ich und zeigte auf ihr Notizbuch.

Frau Klein nickte vielsagend. »Lassen Sie uns noch einmal zum Anfang zurückkehren. Was waren ihre ersten Worte an Sie, als Sie hier ankamen?«

2

»Guten Tag, Dumpster!«, schrie Hailey und wedelte aufgeregt mit ihrem sommersprossigen Arm durch den Hauptbahnhof. An ihrem sportlichen Körper war ein ockerfarbener Wanderrucksack festgeschnallt – sie schien bereit, ihr Lager jede Nacht woanders aufzuschlagen, was mir ein wenig Angst machte. Während wir unsere S-Bahn-Tickets kauften, erklärte sie fröhlich, dass das Hostel Star im Ostteil der Stadt liege, ein Bett dort zweiundzwanzig Euro pro Nacht koste und in jedes Zimmer vier Stockbetten für insgesamt acht Personen passten. Ich verstand die Unterschiede zwischen Ost und West noch nicht wirklich, aber offenbar waren diese beiden Himmelsrichtungen in Berlin von besonderer Bedeutung. Die Wirkung der Tablette gegen Reisekrankheit, die ich irgendwo über dem Atlantik genommen hatte, ließ nach, und ich fühlte mich hilflos, weil ich mich ganz auf Haileys Planung verlassen musste, weil ich ihr wie ein stummer Hund hinterhertrottete, während sie vor sich hin plapperte und mir durchs Waggonfenster Sehenswürdigkeiten zeigte: das Kunstmuseum zu unserer Linken, den Alexanderplatz, den Fernsehturm.

Ich zog meinen gebrauchten Koffer über den gepflasterten Gehweg und ließ Hailey voraushüpfen, bis sie abrupt unter einem Neonstern stehen blieb, der von einer bröckelnden Betonfassade herableuchtete. Ich folgte ihr in das Gebäude, wo uns der Geruch von Zitronenreiniger und Moder entgegenschlug.

»Mir hat der Name Hostel Star irgendwie gefallen«, rechtfertigte sie sich leicht verlegen und sah sich in der heruntergekommenen Lobby um. Nachdem wir endlich die Schlüssel in den Händen hielten, betraten wir unser Zimmer im zweiten Stock, in dem bereits drei Typen in unserem Alter herumhingen. Sie hatten sich über sämtliche Möbelstücke ausgebreitet und ihre Reisetaschen und ihr Zigarettenpapier auf dem dunkelblauen Linoleumboden verteilt. Als sie uns sahen, begrüßten sie uns mit starkem australischem Akzent.

»Wir bleiben nur hier, bis wir was Dauerhaftes gefunden haben«, raunte mir Hailey zu, nachdem wir ein paar höfliche Floskeln mit unseren Zimmergenossen ausgetauscht hatten. Sie streifte die Gore-Tex-Schulterriemen ihres Rucksacks ab und nahm einen Schluck aus ihrer Smart-Wasserflasche. Die Australier stellten sich vor, alle drei Namen klangen wie Aaron, Oron oder Erin. Widerwillig nannten wir ihnen im Gegenzug unsere. Ich war erleichtert, als Hailey gähnte. Sie war also doch nur ein Mensch. Wir legten uns auf unsere Stockbetten, und ich fiel in einen sirupartigen, zähen Schlaf. Als ich aus meinem Jetlag-Nickerchen erwachte, war es draußen bereits dunkel, und die Spiegelung des Neonsterns schien wie ein Sonnenuntergang mit Schluckauf durch unser Zimmerfenster. Die Aarons fragten, ob wir mit ihnen in einen Club wollten. Hailey und ich tauschten *Auf keinen Fall*-Blicke aus. Die Jungs zuckten mit den Schultern und fingen an, von der Kante des oberen Stockbetts Speed zu ziehen. In einem letzten Versuch, uns zum Mitkommen zu überreden, grölte der Lange: »Jede versäumte Nacht in Berlin, ist eine versäumte Nacht in Berlin!« Wir brachen in Gelächter aus, sobald die Tür hinter ihnen zugefallen war.

Der Spruch wurde unser Mantra, wenn entweder alles absolut trostlos oder absolut unglaublich war. *Jede versäumte Nacht in Berlin ist eine versäumte Nacht in Berlin*. Vom oberen Stockbett aus sah ich Hailey dabei zu, wie sie den Satz in ihr orangefarbenes Tagebuch kritzelte. Sie notierte ständig irgendetwas, unterbrach unsere Gespräche, um das broschiierte Büchlein hervorzuziehen. Beim Schreiben hüpfte ihr roter Pferdeschwanz wie ein Pinsel durch die Luft.

»Alle großen Künstler haben Tagebuch geführt«, sagte sie an unserem zweiten gemeinsamen Nachmittag zu mir, während Croissantkrümel vom Amorbogen ihrer Oberlippe rieselten. »Ich nehme das hier sehr ernst.« Ich nickte, unsicher, was *ich* in Berlin ernst nehmen würde. Ich wusste ja noch nicht mal genau, warum ich hier war. Über meinen Chai Latte hinweg spähte ich zu Hailey hinüber. Sie war so unerschütterlich selbstsicher, so überzeugt von ihren Plänen für die nächsten Monate und wahrscheinlich sogar Jahre. In Gedanken formulierte ich eine E-Mail an meinen Freund Jesse, in der ich ankündigte, früher nach Hause zu kommen. Berlin sei ein gewaltiger Fehler gewesen, ich hätte keine Ahnung, was ich hier täte.

Hailey hatte ich im Kunstgeschichtsseminar an der Uni in New York kennengelernt. Sie stammte aus Rhode Island und irgendwie auch aus Kentucky, Nebraska und Colorado. Ihrem Vater gehörte eine erfolgreiche Supermarktkette, die aus unerfindlichen Gründen Biggles hieß. Hailey war eine Titelbild-Schönheit mit rotem Haar, durch das sie ständig die Finger gleiten ließ, als stünde sie vor laufender Kamera. In Kunstgeschichte ließ sie immer wieder ihre sommersprossigen Arme in die Luft schnellen, weil sie unbedingt eine Frage beantworten wollte. *Warum war Cimabue so bedeutsam?* WEIL ER DIE ALLERWICHTIGSTE ÜBERGANGSFIGUR ZWISCHEN MITTELALTERLICHER UND RENAISSANCE-MALEREI DARSTELLT! Ihre Antworten waren normalerweise richtig, und sie hatte eine schizophrene Art, den Akzent zu wechseln, passend zur jeweiligen Situation: ein schleppender Südstaaten-Singsang, um jemanden um einen Stift zu bitten, oder ein trockener r-loser Ostküstenakzent, um auf Dozentenfragen zu antworten.

Zum Kunstgeschichtsseminar um neun Uhr morgens erschien Hailey grundsätzlich mit knalligem Lippenstift, wozu sie entweder eine Victoria's Secret PINK Jogginghose oder enge Hüftjeans trug – dazwischen gab es für sie nichts. Hin und wieder setzte sie sogar eine Von-Dutch-Cap auf, was 2008 vermutlich schon als retro durchging, und war eine absolute Ausnahme an der Kunstfakultät, wo die gängige Uniform aus Carhartt-Hosen mit Farbflecken, übergroßen Band-T-Shirts und Doc Martens bestand. Genau wie ich war sie nicht gerade im Schoß der Avantgarde

aufgewachsen, für sie war Popkultur die einzig wahre Kultur. Sie vergötterte Andy Warhol und marschierte, ohne zu zögern, in Kim's Video am St. Marks Place, dem Mekka für Filmkenner, um den Angestellten, der unverhohlen die Augen verdrehte, nach *Notting Hill* zu fragen.

Bei *meinem* einzigen Besuch im Kim's hatte ich mich dem Druck der »Mitarbeiter-Lieblinge« gebeugt und einen tschechischen New-Wave-Film ausgeliehen, für den ich nachzahlen musste, nachdem ich vier Abende in Folge vergeblich versucht hatte, ihn mir bis zum Ende anzusehen.

Freitags, nach unserer Kunstgeschichts-Arbeitsgruppe, gingen ein paar von uns oft noch in den Asian Pub, eine düstere Kneipe im East Village, in der sie billige Cocktails anboten und nicht allzu genau nachgeprüften, ob man schon einundzwanzig war. Eines Abends, als wir bereits ein paar Drinks intus hatten, ertappte mich Hailey dabei, wie ich ihre Nase anstarrte. Sie war zu perfekt, sanft geschwungen wie eine Skipiste für Kinder. Sie beugte sich vor und erzählte mir mit ihrem Erdbeer-Daiquiri-Atem, sie habe in der Highschool einen Lacrosse-Schläger ins Gesicht bekommen und ihren Vater anschließend überredet, ihr eine Nasen-OP zu spendieren. Sie trank noch einen Schluck von ihrem knallroten Getränk und sah mir in die Augen. Offenbar lag ihr daran, dass wir noch eine Weile bei diesem Thema blieben.

»Davor hatte ich bestimmt drei Castings für Neutrogena-Werbespots, aber nie habe ich den Job bekommen. Da wurde mir klar, dass es so nicht weitergehen konnte.«

»Oh«, sagte ich und wusste nicht, was ich sonst noch hinzufügen sollte.

»Also habe ich die Sache selbst in die Hand genommen«, gestand sie stolz und machte eine Schlagbewegung in Richtung ihres Kopfes.

»Willst du damit sagen, dass du dir absichtlich die Nase gebrochen hast?«, fragte ein Kommilitone, der neben uns saß.

»Ja.« Hailey schnalzte zufrieden mit der Zunge.

Ich entschuldigte mich und verschwand auf die Toilette, aber das Bild hatte sich bereits in mein Hirn eingebrannt: Hailey, wie sie sich innerlich wappnete, während der Aluminiumschläger auf ihr niedliches Teeniegesicht zuraste. Als das Semester schon einige Wochen lief, stattete

ich ihr in ihrem Studentenwohnheim einen Besuch ab, um ein Handout über byzantinische Mosaike abzuholen, und bemerkte die Modelbilder, die über ihrem Bett an der Wand klebten: die junge Hailey mit kariertem Minirock in einem Katalog für Jugendmode, Hailey Capri-Sonne trinkend auf dem Fußballplatz, umringt von weiteren Rotschöpfen und einem Zwergbullterrier für eine Target-Reklame.

»Siehst du, das mit der Nase hat funktioniert«, sagte sie zufrieden und kramte auf ihrem Schreibtisch nach dem Handout. Ich nickte, gleichzeitig angewidert und fasziniert von ihrer pubertären Radikalität.

Gegen Ende des zweiten Studienjahrs wünschte ich mich verzweifelt weg von New York. Ich war deprimiert – die Wirtschaftskrise, überall nur Trübsinn. Unsere Studienberaterin Carol Gaynor, eine schlanke Frau mit makelloser Haut, die mit einem berühmten Dermatologen verheiratet war, erklärte sich bereit, mit mir zusammen einen Fluchtplan zu schmieden. In Carols Büro konnte man gemütlich die Füße hochlegen, während sie über die völlig irrelevanten Vorzüge weit entfernter Orte plapperte, die für einen Austausch zur Verfügung standen.

»In der Nähe der Uni gibt es ein Café in einer Orangerie, dort servieren sie spektakulär gute Scones.« Oder: »Nur ein Stück die Straße entlang ist eine tolle öffentliche Sauna direkt am Meer.«

Ich wollte nach Helsinki, zu der Kunstfakultät mit der Sauna.

»Einmal richtig schwitzen, und die Welt sieht gleich ganz anders aus«, schwärmte Carol mit einem Kaffeebecher in der Hand. Ich hatte sofort eine montessorihafte Vision von Massivholzböden und gebrochenem finnischem Licht, das auf einen Kreis gesitteter Kunststudenten fiel, die mit Schnüren hantierten. In meiner Vorstellung waren Europäer Menschen voller Würde, Geschichtsbewusstsein und Vernunft – das genaue Gegenteil meiner Uni, an der sich alles um die Bildhauerjungs drehte, die in der Holzwerkstatt riesige Kunstobjekte aus Kanthölzern zusammenzimmerten und sich während der Seminare mit Whiskey betranken, den sie zuvor in Pepsi-Flaschen umgefüllt hatten.

An unserer Fakultät herrschte ein großer Konkurrenzkampf, und die Runden zur Besprechung von Kunstwerken bildeten ein gebilligtes System

des gegenseitigen Angriffs. Sämtliche Kränkungen fanden in einem Seminarraum im ersten Stock statt, der »Grube des Grauens«, wie die meisten Studenten ihn nannten. Freunde wurden dazu angespornt, sich gegenseitig mit persönlichen Details bloßzustellen: Eltern, die die Republikaner wählten, grundlegende Texte, die sie nicht gelesen hatten, pornografische Vorlieben. Man machte sich solcherlei Schwächen zunutze und erzählte Anekdoten, die für das zu besprechende Kunstwerk vollkommen belanglos waren – aus reinem Machtstreben. Um was für eine Macht es dabei genau ging, war mir immer noch völlig unklar. Teilweise lag diese Macht bei den Lehrkräften, die jungen Künstlern mit einer wohlwollenden Kritik den Weg in die nebelverhangene Welt der Galerien ebnen konnten. Aber die Bildhauerjungs waren unantastbar, sie belästigten Erstsemester lautstark mit Obszönitäten, zitierten Joseph Beuys falsch, klauten sich gegenseitig die Ideen, und trotzdem wollten alle mit ihnen ins Bett.

David Chris war der Anführer der Bildhauergang, er war der größte von ihnen, hatte ein breites Gesicht und sah aus, als wäre er gerade einer prähistorischen Höhle in Frankreich entstiegen, die Hände noch voll Farbe vom letzten Büffel-Wandgemälde. Meine Tante Caroline pflegte mit ihrer Zwei-Packungen-am-Tag-Stimme und ihrem Südstaatenakzent zu sagen: »Vertraue niemals jemandem mit zwei Vornamen.« Bei David Chris war dieses Misstrauen mehr als angebracht. Er war der Haupturheber eines mit spermabeschmiertem Filzstift erstellten Mehrgenerationen-Wandbilds von Studienanfängerinnen an der Decke des Trakts, in dem sich die Ateliers für die älteren Semester befanden. Unter jedes der Bilder kritzelten er und seine Kumpel die Spitznamen der Mädchen, hielten manchmal sogar fest, mit welchem sie geschlafen hatten, oder fügten andere wichtige Infos hinzu: *Muppy hat Herpes* oder *Ken-doll hat eine enge Muschi*.

Mein Spitzname hatte keinen sexuellen Ursprung. An Halloween war ich in einem American-Apparel-Jumpsuit mit Zebramuster eine enge Treppe in Chinatown hinuntergewankt und hatte acht Treppenabschnitte unfallfrei hinter mich gebracht, nur um auf der letzten Stufe zu stolpern. Ich landete auf einem Haufen Abfall, der es mir zum Glück nicht

übelnahm. David Chris, der – wie eigentlich jeden Tag – als der legendäre Holzfäller Paul Bunyan verkleidet war, stand mit einem breiten Grinsen am Fuß der Treppe. Und jetzt war mein Spitzname *Dumpster* – Müllcontainer – mit fast ausgetrocknetem rotem Filzstift unter eine gar nicht mal so unschmeichelhafte Skizze von mir gekritzelt, wie ich aus einer Mülltonne auftauchte und dabei wie eine Mischung aus einer wahnsinnigen Venus von Botticelli und einem notgeilen Oscar aus der Sesamstraße aussah. Es war nicht der schlimmste Spitzname. Hailey hieß *Holey*, weil sie sich von einem Typ namens Moses auf dem Dach der Fakultät hatte fingern lassen.

Ich hatte endlich den Mut aufgebracht, eine meiner Assemblagen in der »Grube des Grauens« vorzustellen. Bei der Grundplatte handelte es sich um ein massiges vollgepinkeltes, vermutlich von Bettwanzen besiedeltes Stück Sperrholz, das ich auf der Bowery gefunden hatte. Ich hatte Hunderte Löcher in das verzogene Holz gebohrt und mit Silberdraht sorgfältig sämtliche Abfälle aufgefädelt, die ich im Laufe des Monats auf der Straße aufgelesen hatte und die in meine Taschen gepasst hatten: Schlüssel, Bonbonpapiere, kleine Ohringe, Münzen, Haargummis, einen Babyschuh, Flyer für Tarot-Sitzungen, Kassenzettel, Plastikstrohhalm, Legosteine. Es war Dezember. In meiner Vorstellung war die Assemblage so etwas wie ein New-York-City-Adventskalender. David Chris war betrunken.

Sanftes Schweigen senkte sich über den Raum, als meine Mitstudenten meine Assemblage umkreisten. David schnipste gegen die splitternde Kante der Holzplatte. Ich wartete, und die Angst ließ meine Adern pulsieren. Mein Werk war das letzte an einem langen aufreibenden Abend der pseudointellektuellen Kunstkritik. Wir hatten gerade zwei Stunden damit verbracht, über die »inhärente Sentimentalität« eines noch feuchten eingegipsten Donuts zu debattieren.

David durchbrach schließlich die Stille und sprach zwischen zwei Schlucken in seinen Pappbecher hinein, wodurch sich seine Stimme leicht verzerrt anhörte: »Zoe, dir ist schon klar, dass das dekorativ ist, oder?«

»Inwiefern?«, fragte ich zaghafter als beabsichtigt.

»Es ist domestiziert ... richtig *hübsch* ...«

»Inwiefern ist es domestiziert?«, hakte ich nach, diesmal mit festerer Stimme.

»Das liegt doch auf der Hand.«

»Die Haargummis«, sagte Jeff schroff, der ein identisch zerschlissenes Flanellhemd trug wie David. »Und die Art, wie du den Draht befestigt hast, so anmutig. Als wolltest du an Gegenständen aus der Vergangenheit festhalten. Das Ding ist wie ein Traumfänger – oder ein Schmuckkästchen. Oder ...«

»Außerdem finde ich, dass da noch mehr Zeug dranhängen sollte«, unterbrach ihn David. Er nahm einen weiteren Schluck aus seinem Becher und verabschiedete sich aus der Diskussion, um einem Mädchen mit einem nagelneuen, noch geschwollenen Spatzen-Tattoo am Hals nachzuschenken. Ein paar andere murmelten zustimmend.

»Es wirkt unfertig.«

»Mehr wie ein Vorschlag, ein Entwurf.«

»Ein verwässerter Rauschenberg.«

In der »Grube des Grauens« war die einfachste Art, weibliche Kunst geringzuschätzen, sie *domestiziert* zu nennen. Oder *dekorativ*.

Doppel-D. Oder, wie David Chris *domesticity* aussprach: *dumb-ass-titties*.

Als ich das ramponierte Stück Sperrholz an einem wolkenverhangenen Mittwoch gefunden hatte, hatte es hinter einem Fahrradständer geklemmt, aufgequollen von den Flüssigkeiten der Stadt – das komplette Gegenteil von Doppel-D. Ich hatte es ins Atelier geschleift und es dort genau unter die Lupe genommen, während meine Finger noch von seinem Gewicht geschmerzt hatten. Trotz seiner grobkörnigen Hässlichkeit war es glatt wie Schwemmholz, seine ursprünglich scharfen Kanten abgeschliffen vom Strom der urbanen Gezeiten. Jeder Farbkleck und jede Kerbe erschienen mir wichtig, denn sie erzählten eine traumatische Geschichte, die nur ich vernahm. Für mich lag auf der Hand, dass dieses Brett die Heimat meiner anderen Fundstücke werden sollte, all der Schätze, die ich während des letzten Monats im täglichen Hin und Her der Menschen auf den Gehwegen und Treppenschächten gefunden hatte. Aber ich wusste nicht,

wie ich all dies meinen Mitstudenten erklären sollte. Also ließ ich ihre Kommentare wehrlos über mich ergehen, aus Angst, dass ich – wenn ich ihnen meine Gedanken mitteilte, und sie mein Werk trotzdem abkanzelten – mit leeren Händen dastand.

Ich war neidisch auf alle Kommilitonen, die in Großstädten aufgewachsen waren. Sie schienen das nötige Rüstzeug zu besitzen, um in New York zurechtzukommen. Alle hatten interessante Eltern vorzuweisen: Kartografinnen, Romanautoren, Kostümschneiderinnen, Anwältinnen für Umweltrecht, Filmvorführer im MoMA. *Meine* Mutter arbeitete in einem unspektakulären Maklerbüro in Florida. Trotzdem versuchte ich krampfhaft, sämtliche New-York-City-Klischees zu erfüllen: Ich trug eine schwarze Lederjacke, wusch mir nur selten die braunen Haare, trank Kaffee, obwohl er mir nicht schmeckte, besaß einen gefälschten Ausweis und hatte kein Problem damit, vulgär zu fluchen. Doch ein heißer Windstoß aus den Lüftungsschächten der U-Bahn konnte mich vor Angst erstarren lassen. Die erdrückende Nähe der vielen Menschen, die mit mir an der Fourteenth Street an der roten Ampel warteten, konnte mich beinahe bewegungsunfähig machen. Bei Trader Joe's Lebensmittel einzukaufen, war einfach nur schrecklich, und Besuche beim Postamt überforderten mich völlig. Ich musste mir immer wieder in Erinnerung rufen, dass ich besser für ein selbständiges Leben gewappnet war als viele meiner Kommilitonen, von denen die meisten noch nie selbst Wäsche gewaschen hatten. Ich hatte bestimmt schon drei verschlafenen Studenten erklären müssen, wie man die großen weißen Maschinen im Keller des Wohnheims mit Waschpulver befüllte. Ich erhielt beinahe ein Vollstipendium, wusste, wie man ein Omelett briet und dass ich Künstlerin werden wollte. Das musste reichen, fand ich.

In der Grundschule waren meine Zeichenkünste das Einzige gewesen, was mich zumindest ansatzweise beliebt gemacht hatte. Ich hatte bunte Prinzessinnen abgeliefert, Delfine, die durch brennende Reifen sprangen – was auch immer meine Klassenkameradinnen von mir verlangt hatten. Es war, als hätte ich herausgefunden, wie man Geld druckt. In der fünften Klasse gewann meine in Kreuzschraffur angefertigte Zeichnung des

Spielplatzes einen Wettbewerb und zierte das Titelbild des Schulkalenders von 2001. In der Middleschool konzentrierte ich mich auf Collagen und beklebte Heftmappen, Schließfächer und die Wände meines vorpubertären Zimmers mit ausgeschnittenen Fotos von Destiny's Child, Leo, Christina und Britney. Und in der achten Klasse beschloss meine beste Freundin Ivy Noble, die von klein auf Ballett tanzte, nach New York City zu ziehen und Tanz an der Juilliard School zu studieren. Da ich ständig mit ihr wetteiferte und bereit war, ihr überallhin zu folgen, beschloss daraufhin auch ich, der Kunst zuliebe in die große furchteinflößende, taschendiebverseuchte Metropole zu ziehen. Voller Elan warf ich mich in die Vorbereitungen. Sie hatte ihre Proben und ihr Training, ich hatte die Bibliothek. Ich entdeckte Man Ray, Basquiat und die jenseitig wirkenden Collagen von Hannah Höch, die mich dazu inspirierten, Leo und Britney zu dramatischen Teenager-Abstraktionen zu verfremden.

Wenigstens weinte ich Jahre später nicht bei den Besprechungen in der »Grube des Grauens«. Ab und an rang ich nach vernichtenden Kritiken im Waschraum nach Luft, aber Tränen flossen nie. Und ich traf mich häufig mit Ivy, die es trotz der knallharten Aufnahmevoraussetzungen problemlos an die Juilliard geschafft hatte. Ich fand sogar ein paar neue Freunde, und ich lernte meinen damaligen Freund Nate Kai kennen. Er war ein Jahr älter als ich, ein zynischer Computerfreak mit dem starren Blick eines MacBooks. Wann immer er zum Sprechen ansetzte und nach den richtigen Worten suchte, war es, als würden seine schildkrötengrünen Augen heranzoomen wie ein Teleobjektiv, wie eine Hand, die lautlos in den Scrabble-Beutel gleitet und nach dem nächsten Vokal tastet. Nate, ehemals Debattierchampion an seinem Internat in Massachusetts, behielt auch in New York seine Tradition bei, jeden Tag ein Streitthema auszuwählen, über das er mit anderen diskutieren konnte: *Ist es moralisch verwerflich, die eigene Kunst in einer Galerie zu verkaufen? Zählt computergenerierte Malerei als Kunst? Ist in unserem Zeitalter der Massenherstellung von Künstlerbedarf alles nur noch Fertigware?*

Unsere Beziehung machte mir Angst, aber ich glaubte, Künstlerbeziehungen müssten so sein: unvorhersehbar, gequält, intensiv.

Nate mit seiner Ostküstenart war das komplette Gegenteil der sonnenverbrannten, oberflächlichen Beachboys, mit denen ich aufgewachsen war. Ich hatte sogar kurz seine Eltern kennengelernt, im Four Seasons Hotel, vor einer Charity-Veranstaltung von UNICEF. Ihr Verhalten mir gegenüber war bestenfalls frostig gewesen, sie hatten mich von oben herab behandelt. Nates Vater Ken Kai stammte aus Japan, hatte an der renommierten Wharton School studiert und war Banker. Und seine Mutter Barbra Kai, deren Haarfarbe an Zitronenbaiser erinnerte, war Erbin eines kleinen Chemievermögens.

Nate hatte die Angewohnheit, sich Orbit-Kaugummi kauend über meinen Skizzenblock zu beugen und mich zu kritisieren: »Zoe, wenn du mich fragst – *schmatz* –, ist da viel zu viel los, hab keine – *schmatz* – Angst, Papier zu vergeuden.«

Ich hatte ständig Angst, etwas zu vergeuden, schließlich war ich mit einem Stipendium in New York. Nate hingegen liebte Verschwendung. Seine Kreditkarte lief auf seine Eltern, und wenn er Streit mit seinem Vater hatte, was häufig vorkam, nahmen wir uns ein Taxi zum Carlyle Hotel und bestellten zweimal Seezunge, die neben dem Tisch auf einer Silberplatte entgrätet wurde. Nate wollte mir unbedingt einen Fetisch andichten. Ich hatte aber keinen. Er schon. Und er wollte ihn mir nicht verraten, bis er wirklich glaubte, dass ich ebenfalls einen hatte. Ich googelte *Fetisch*.

Erregung durch Insekten.

Erregung durch Steine und Kies.

Erregung durch Amputierte.

Ich hatte keine Ahnung, für was ich mich entscheiden sollte. Ich war mit Nate zusammen, weil er mir Zugang zu einer anderen Welt ermöglichte, nicht, weil ich mit hohen Absätzen auf seinem Gesicht herumtrampeln wollte. Aber ich hatte Angst, ihn zu verlieren, die Opernkarten, seine Anekdoten aus dem Internat. Eines Abends kamen wir nach dem Farbenlehre-Seminar an einem Lebensmittelgeschäft vorbei. Ich sagte ihm, er könne sich eine Zucchini aussuchen und mich damit vögeln. Gemüse würde mein Fetisch werden, warum nicht? Seine Augen leuchteten auf, und seine Hände fuhren aufgeregt durch seine schwärzschimmernden

Haare, während er jede Zucchini genau inspizierte, zwischen Daumen und Zeigefinger maß, sie prüfend drückte und sich schließlich für ein leicht gebogenes Exemplar entschied. Später in seiner Wohnung hielt er mitten im Akt inne, blickte entsetzt auf die Zucchini hinab, plötzlich überzeugt, dass ich mich mit dem voluminösen Gemüse über die Größe seines vollkommen normalen Penis lustig machen wollte. Er brach in Tränen aus und sagte mir, ich solle gehen. Beschämt lief ich zurück zu meinem Wohnheim. Mit neuer Entschlossenheit googelte ich *Fetisch. Rollenspiele, Tentakel, Füße, Toilettenpapier, Gummi, Arztkoffer, Teddybären.*

Ein paar Tage später hatte sich die Lage beruhigt, die Zucchini wurde totgeschwiegen, und wir schauten einträchtig einen Kenneth-Anger-Film, den er schon gesehen hatte, mir jedoch unbedingt zeigen wollte. Er eilte davon, um mehr Bier zu kaufen, und ließ sein Handy auf dem Schreibtisch liegen. Kurz nachdem er weg war, fing es an zu vibrieren wie eine kreischende Hyäne. Ich versuchte es zu ignorieren und konzentrierte mich auf die Nazi-Motorradfahrer, die im blauen Highway versanken, aber das Handy begann erneut mit seinem elektronischen Gejaule. Und dann ein drittes Mal. Schließlich griff ich danach und wollte es gerade stummstellen, als mehrere SMS auf dem Display erschienen. Sie stammten von einem Mädchen, Samantha Cassady, das ihm einen Zeitpunkt für ein Treffen nannte und ihm mitteilte, was er dazu anziehen sollte: **Lederhose und weißes Hemd.** Als Nate die Treppe hochkam und mich mit dem Handy dastehen sah, fiel ihm die Kinnlade herunter. Seine Augen weiteten sich, das grüne Heranzoomen, er war vorübergehend sprachlos. Dann machte er mit mir Schluss.

Anhand der Anleitung, die Carol mir gemailt hatte, bereitete ich ein Portfolio für die Auslandsbewerbung vor. Ich schob jeden Ausdruck in seine kleine Klarsichthülle und sprach dabei ein lautloses Gebet, das sich schnell in lautlose *Fick dichs* verwandelte.

FICK DICH DAVID CHRIS FICK DICH NATE FICKT EUCH IHR DÄMLICHEN BILDHAUER-ARSCHLÖCHER.

Und noch mal von vorn. Ich würde Manhattan verlassen, die Insel der ekelhaften Männer.

Einige Monate später rief mich Carol Gaynor mit überschwänglicher Freude in ihr Büro, das genauso schmal war wie sie selbst, und teilte mir mit, dass ich für ein Auslandsjahr in Helsinki angenommen worden war. Ich würde in der Sauna am Meer schwitzen und mein Studium Seite an Seite mit Menschen fortsetzen, die sich zu benehmen wussten. Carol vollführte ein peinliches kleines Tänzchen, indem sie mit ihren Zeigefingern oberhalb ihres Kopfs in die Luft feuerte. Voller Euphorie über meinen bevorstehenden Abgang gönnte ich mir eine Sushi-Box und einen Bubble Tea. Während ich an den Tapioka-Perlen lutschte, rief ich meine Mutter an.

Als ich anschließend zurück zur Fakultät kam, saß Nate auf der Treppe. Weil ich so glücklich war, sagte ich hallo. Und er nahm mein Lächeln, mein kleines Entgegenkommen, nachdem wir uns drei Monate lang die kalte Schulter gezeigt hatten, zum Anlass, über sich und sein Leben zu reden, ein sprudelnder Wasserhahn der Banalitäten. Ich genoss es, wie sich die Tapioka-Perlen in meinem Bauch ausbreiteten, und starrte in sein dumpfes Gesicht, zufrieden, weil er mir so gleichgültig war. Und dann –, als würde er einen Ziegelstein auf meinen in Sandalen steckenden Fuß fallen lassen – erwähnte er, er sei gerade in Helsinki angenommen worden. Ich erwiderte nichts, machte kehrt und ging geradewegs zurück in Carols Büro. In meinem Kopf dröhnte es. Nate hatte von meiner Bewerbung in Helsinki gewusst. Ich hatte ihm sogar auf Google Maps den Campus gezeigt, hatte die Sauna am Meer herangezoomt. Dieser manipulative Dreckskerl! Von Carol erfuhr ich, dass es noch einen freien Platz an der Universität der Künste in Berlin gab.

Ich kannte sie fast nur vom Sehen, und mir wäre nie in den Sinn gekommen, zusammen mit Hailey Mader ein Jahr im Ausland zu verbringen. Ich wusste, dass sie Chanel Mademoiselle trug, einen allgegenwärtigen, an Glasreiniger erinnernden Vanilleduft, der vor allem bei Zahnhygienikerinnen, Galerieassistentinnen und anderen Frauen

beliebt war, die harmlose Energie ausstrahlten. Andererseits besaß sie die beängstigende innere Stärke, sich selbst die Nase zu brechen. Ich wusste, dass sie Dentyne-Ice-Kaugummi kaute und ihr Wohnheimzimmer mit italienischer Alkoholwerbung aus den Dreißigern dekoriert hatte, aber ich hatte nicht die geringste Ahnung, wie ihre Kunst aussah. In der »Grube des Grauens« war ich ihr noch nie begegnet. Sie hatte mir einmal mit großer Ernsthaftigkeit erzählt, sie mache »Konzeptkunst«, als ob damit alles erklärt sei. An der Uni war sie mir bisher immer wie eine Figur aus einer schlecht gespielten Fernsehserie vorgekommen, mit einer lediglich schemenhaft erkennbaren Identität.

Offenbar sprach Hailey Deutsch, eine Tatsache, die Carol mir aufgeregt mitteilte, während sie mir einen Stapel Broschüren in die Hand drückte. Ich war erleichtert, dass ich nicht ganz allein sein würde. Dass es da jemanden gab, der vielleicht einen Plan hatte. Ich besaß Haileys Nummer noch von einer gemeinsamen Arbeitsgruppe und rief sie an. Sie klang aufrichtig erfreut und rasselte sofort Informationen herunter – dass ihr Flugticket gebucht sei, sie bereits ein Hostel gefunden habe und sich vor Ort eine neue SIM-Karte zulegen werde. Gegen Ende des Gesprächs wurde ihre Stimme stockender, ihr Tonfall veränderte sich kaum merklich, als sei ihr gerade bewusst geworden, dass sie nicht mehr die einzige Austauschstudentin unserer Uni in Berlin sein würde. Vielleicht hatte sie vorgehabt, sich dort neu zu erfinden. Vielleicht hatte sie den Film *Cabaret* mit Liza Minnelli zu oft gesehen. Oder sie plante, sich einen rasselkurzen Pony schneiden zu lassen und Techno zu produzieren. Möglicherweise hasste sie die Bildhaueridioten aber auch nur genauso sehr wie ich. Was auch immer der Grund für ihr Auslandsjahr war, am Ende meines Anrufs wusste sie jedenfalls, dass sie mich dabei mit an Bord haben würde.

Unsere erste Mahlzeit in einem richtigen Berliner Restaurant war ein Fondue in einem Laden nahe des Hostels, einer dunklen Hobbit-Höhle mit knorrigen Holzstühlen, dicken Speisekarten und flackernden Kerzen. Der Kellner war ganz süß, auf eine Teenie-Schwarm-Art, und kam immer wieder an unseren Tisch, um sich überschwänglich zu erkundigen, ob wir

alles hätten, was wir bräuchten, bevor er sich mit einem Zwinkern wieder zurückzog. Ich fragte Hailey, warum er so nett zu uns war.

»Weil wir heiß sind, keine zwanzig Jahre alt und Ausländerinnen.« Sie fixierte den Kellner mit einem *Fick mich*-Lächeln, während sie ein Stück Brot in den zähen, blubbernden Käse tunkte. Er revanchierte sich mit einem vielsagenden Nicken, als wollte er sich gleich im Hinterzimmer einen runterholen.

»Also, wie ist das mit Ivy passiert?«

Ich war wie vor den Kopf gestoßen. Mir war nicht klar gewesen, dass Hailey von Ivy wusste. Wegen der Beerdigung hatte ich meine Abschlussbeurteilung am Semesterende versäumt, daher wussten wahrscheinlich alle aus meinen Atelierseminaren Bescheid, aber ich hatte irgendwie gehofft, Ivy hier in Berlin für mich behalten zu können. Bis kurz vor meiner Abreise hatte ich immer wieder vergessen, dass sie tot war, hatte an Dinge gedacht, die ich ihr erzählen wollte, mein Handy hervorgezogen und erst nach den ersten getippten Worten realisiert, dass sie für immer fort war.

»Sie wurde ermordet«, antwortete ich schließlich so nüchtern, dass es mir selbst einen Schrecken einjagte.

»Ich weiß«, sagte Hailey und hob ihr Messer subtil Richtung Hals.

»Weißt du, wer's war? Hast du irgendeine Theorie?«

»Die Polizei glaubt, dass sie ein Zufallsoffer war.« Ich zermatschte die Essensreste auf meinem Teller. Mein Vertrauen in Hailey war noch nicht groß genug, als dass ich mit ihr über Ivy hätte reden wollen.

Sie hielt meinem Blick stand, wollte mehr wissen, spießte noch ein Brotstück auf. »Zufälle gibt es nicht.«

Ich richtete meine Aufmerksamkeit auf das Summen der gekühlten Glasvitrine, in der Schokotorten ausgestellt waren. Die Glasur sah aus wie steifgeschlagener Beton.

»Hast du dir die Haare gefärbt, um wie sie auszusehen?«

»Woher weißt du, dass sie auch blond war?«, fragte ich überrascht.

»Weil ich auf Facebook nach ihr gesucht habe.« Sie hielt inne. »Tote Mädchen sind doch immer interessant.«

Ich erstickte fast an meinem letzten Bissen, und Hailey fuhr fort:
»Außerdem können *wir* ja jetzt beste Freundinnen werden. Ich hatte nie wirklich eine beste Freundin, weil wir ständig umgezogen sind.«

Ich war erleichtert, als der Kellner an unseren Tisch kam und mein Schweigen unterbrach. Hailey begann übertrieben begeistert, mit ihm Deutsch zu reden. Diese Sprache machte mir Angst, jeder Satz kam mir vor wie ein in Würfelform gepresstes Auto. Flirten erschien mir unter diesen Umständen unmöglich, aber der Kellner lachte, und Hailey strich sich kokett übers Schlüsselbein. Die Situation machte mich verlegen. Ich starrte aus dem urigen Buntglasfenster, bis er gegangen war. Wir zählten unser neues deutsches Geld wie ängstliche Kobolde. Hailey flüsterte mir zu, dass wir hier in Deutschland nicht allzu viel Trinkgeld geben müssten, aber es fühlte sich seltsam an, so wenig dazulassen. Also waren wir spendabel wie Amerikanerinnen und bereuten es, als wir zurück zum Hostel Star trotteten.

Zwei Tage später erhielten wir eine Antwort bezüglich einer Wohnung, die wir auf Craigslist entdeckt hatten und die von Herbst bis Frühjahr untervermietet wurde. Die Australier wurden zunehmend aggressiv, einer von ihnen war nach Zigaretten und Urin stinkend zu mir ins Bett gesprungen. Hailey hatte die Vermieterin angeschrieben und erklärt, dass wir Studentinnen seien, sauber und anständig und so weiter. Leider enthielt die Anzeige keine Fotos, aber wir erfuhren, dass die Vermieterin ebenfalls Amerikanerin war, sie fragte, ob wir noch heute Abend vorbeikommen könnten. Wir nahmen die senfgelbe U-Bahn quer durch die Stadt nach Schöneberg. Das Gebäude befand sich am Ende der Bülowstraße, die erhöhte Trasse der hier oberirdisch verlaufenden U-Bahn führte direkt daran vorbei. Gegenüber schmiegte sich eine rundliche Backsteinkirche in einen hübschen kleinen Park mit Bäumen. Genau so hatte ich mir Europa immer vorgestellt.

»Siehst du diese Frauen?«, riss mich Hailey aus meiner Tagträumerei und zeigte auf eine Gruppe Damen in Neonstrumpfhosen und engen, überbauschigen Jacken geschnürten Korsetts. »Das sind Prostituierte. Ist hier legal. Die zahlen sogar Steuern.«

Ich nickte und überlegte, ob das nun hieß, dass dies eine gute oder eine schlechte Gegend war. Hailey steckte voller Informationen, wofür ich sehr dankbar war. Ich selbst wusste gar nichts. Am Morgen hatte sie mir, ohne mit der Wimper zu zucken, mitgeteilt, der Grund dafür, dass die meisten Toiletten hier einen kleinen Vorsprung hätten statt einer wassergefüllten Schüssel, sei der, dass die Deutschen gern ihre eigene Scheiße betrachteten.

»Das wäre doch die perfekte Kulisse für unser Auslandsjahr«, sagte sie und machte eine Handbewegung in Richtung der Straße und der steinernen Fassade, zu der wir aufblickten. Ich nickte wieder. Wir traten unsere Schuhe vor der Haustür ab und stapften dann hinauf in den zweiten Stock. Als sich die Wohnungstür knarzend öffnete, wurden wir geradezu erschlagen von einem intensiven Blumengeruch, wie auf einer Beerdigung, stechend und endgültig. Eine Frau mit pechschwarzem Haar streckte uns ihre Hand entgegen, an der fünf blutrote Fingernägel leuchteten. Sie stellte sich als Beatrice Becks vor, und die *Bs* plopten aus ihrem Mund: »Beee-atrice Beee-cks.«

Ich lächelte verhalten und warf den Namen gedanklich in die Luft wie eine Münze.

Groß und elegant, in einem wallenden weißen Herrenhemd, führte uns Beatrice in den Eingangsbereich, und ihr blumiger Duft wurde noch intensiver, als sie den Arm ausstreckte, um uns die Garderobe zu zeigen. Ich konnte ihn nicht einordnen, trotz meiner zahlreichen Stunden in der Parfümabteilung der Shoppingmall – vielleicht Diorissimo von Dior, aber das war eigentlich zu pudrig, während dieser Duft scharf war, fast pfeffrig. Sie beobachtete uns aufmerksam, während wir uns aus unseren Jacken schälten.

Als wir uns hinknieten, um unsere Schuhe auszuziehen, beugte sich Hailey zu mir herüber. »Sie sieht aus wie Uma Thurman in *Pulp Fiction*, oder?«

Ich verkniff mir ein Lachen. Den Film hatte ich nie gesehen, aber ich kannte das Plakat aus Kim's Video – der Haarschnitt und der rote Lippenstift stimmten exakt überein. Ich schaute verstohlen zu Beatrice und